

Zum 70. Geburtstag
von Peter Glotz

SPD-Intelligenz auf Abwegen

Norbert Seitz

Als Peter Glotz am 25. August 2005 – mitten in der Schlussphase des Bundeswahlkampfs – starb, gab der Parteivorstand beim „Kulturforum“ des Rivalen Wolfgang Thierse einen Intellektuellenkongress im Sinne des Verstorbenen in Auftrag. Eine solche Zusammenkunft hat bis zum heutigen Tage – dreieinhalb Jahre nach seinem Tod – nicht stattgefunden. Denn die kleinmütigen Parteideologen und Kulturkommissare im Willy-Brandt-Haus hielten lieber an ihren alten Rivalitäten über den Tod des unbequemen Antipoden hinweg fest.

Was dagegen stattfand, war eine kleine, intime Feier seiner Münchner Parteifreunde, die posthume Präsentation seiner letzten Erinnerungen *Von Heimat zu Heimat* mit Wolfgang Clement (!) im Ethnologischen Institut der FU Berlin, eine feine akademische Feier der von ihm mitbegründeten Universität Erfurt mit Bernhard Vogel und Weggefährten der ersten Stunde sowie eine Präsentation seiner gesammelten Schriften am *Vorwärts*-Stand der Frankfurter Buchmesse 2006 im Rahmen eines Gespräches mit Heiner Geißler. Das war's, traurig, aber wahr: Peter Glotz scheint in seiner Partei weitgehend vergessen und seine Botschaft verdrängt worden zu sein.

Gerupfte Hinterlassenschaft

Aus Anlass seines 70. Geburtstags am 6. März wird nunmehr im Umfeld der Partei des umtriebigen Medienmannes gedacht, aber nicht des richtungweisenden Vordenkers der SPD. Seine geistigen

Verdienste bleiben damit außen vor, weil sie offenkundig im Rückblick als nicht mehr sehr hilfreich eingestuft werden. Parteihistorisch gesprochen, fühlt man sich bei dieser anrühigen Art des Gedenkens fast an die SED und ihr Verhältnis zu Rosa Luxemburg erinnert, das durch den „narrativen Kunstgriff“ geprägt war, die Person vom Werk zu trennen, das heißt, die aufopferungsvolle Kampfgenossenschaft umso höher zu preisen, je mehr man die Theoretikerin verwünschen oder ganz verschweigen wollte.

Von jenen linken Mediendiskursen, die nunmehr für das vergessene Gedenken erhalten sollen, hat sich Peter Glotz zu Lebzeiten außer alter Ideologiekritik und neuen Folterwerkzeugen nicht viel erwartet. Ebenso wenig hielt er von jenem sattsam bekannten Ritual pensionierter Hauptstadtjournalisten, eine alarmistische Zunftbeschau zu veranstalten, um dem ideologisch unbeschwerteren journalistischen Nachwuchs wieder einmal den moralisierenden Zeigefinger vorzuhalten. Als langjähriger Medienbeauftragter seiner Partei war Peter Glotz Kummer gewohnt. Er durchlitt das ganze medienpolitische Kuriositätenkabinett der SPD, das von der frühen Generalverdammnis der Demoskopie als „Ausgeburt von Joseph Goebbels“ über den berühmt-berüchtigten und im Papierkorb gelandeten „Entflechtungs“-Beschluss gegen den Springer-Konzern anno 1971 bis zu jenen „Störsendern wie bei Breschnew“ (*O-Ton Glotz*) reichte, mit denen schlicht gestrickte Parteifreunde die Ein-

führung des „volksverderblichen“ Privatfernsehens Anfang der 80er-Jahre glaubten noch verhindern zu können. Nicht zu vergessen jene potentatenhaft verordneten Knebelparagrafen des saarländischen „Landespressegesetzes“, das Peter Glotz seinem persönlichen Freund Oskar Lafontaine vergeblich auszureden versucht hatte.

Doch was ist von ihm und seinen institutionellen Verdiensten in der SPD geblieben? Das „Kulturforum“, einst ein aufwendig gesponnenes Kontaktnetz und erfolgreiches Medium für Kampagnenpolitik, ist zur stockbiedereren Schreibstube Wolfgang Thierses regrediert. Und die *Neue Gesellschaft*, der Glotz fast ein Vierteljahrhundert als Chefredakteur vorstand, gleicht heute eher einer „geschlossenen Gesellschaft“, will sagen: einer Mischung aus stumpfer Kaderschmiede und Journalisten-Seniorenheim. In seinem diskursoffenen „Sprechsaal“, als den Glotz sein Blatt definierte, waren Rechtshabereien von des Schreibens nicht mächtigen Apparatschiks und dröge Referententexte von Politikern nicht willkommen. Denn sein Grundsatz lautete, dass derjenige, der seine intellektuelle Unabhängigkeit aufgabe, nicht damit rechnen könne, in unserer Mediengesellschaft noch ernst genommen zu werden. Vor allem lag ihm die Pflege des linkskatholischen Erbes der 1985 hinzugekommenen *Frankfurter Hefte* am Herzen. Heute verdankt sich die Beibehaltung jenes Traditionstitels keiner programmatischen Bemühung mehr, sondern nur noch der Tatsache, dass der stalinistische Zaubertrick, ideologisch missliebige Personen, Gremien und Titel kommentarlos von der Bildfläche verschwinden zu lassen, in einer offenen Gesellschaft nicht gelingen kann.

Das Ende der Parteintellectuellen

Eine linke kritische Öffentlichkeit existiert heute nicht mehr. Sie ist in Nischen und Netzwerke zerfallen. Dies hängt natürlich

nicht nur mit dem Mangel an Persönlichkeiten à la Peter Glotz, sondern auch mit strukturellen Faktoren zusammen. Die kärglichen Restbestände einer SPD-Intelligenz sind jedenfalls nicht mehr in der Lage, Studenten und junge Leute diskursiv einzubinden, die durchaus nach einer Repolitisierung suchen und an fundamentalen Fragen der Moderne brennend interessiert sind. Mittlerweile gehört die klassische Dreiteilung des SPD-Intellektuellen-Typs der Vergangenheit an. Sie reichte von der moralischen Fürstenberatung à la Grass und Naumann, dem um keine Devianz verlegenen Vordenkertum à la Peter Glotz bis zu den kommissarischen Bemühungen von Chefideologen à la Eppler und Thierse.

Es gibt ihn also nicht mehr, den Parteintellectuellen in der SPD im Stile eines Carlo Schmid, Richard Löwenthal, Peter Glotz oder aufseiten der Linken Peter von Oertzen. So heißt es in dem jüngsten Buch von Hans-Jürgen Arlt, Wolfgang Kessler und Wolfgang Storz: *Alles Merkel?*, die Sozialdemokraten seien „Gefangene ihrer Geschichte und Organisationskultur, die mit Verschiedenheit nicht konstruktiv umzugehen vermag. Wenn es ernst wird, kennen sie nur Gleichgesinnte und Verräter.“

Symptomatisch für eine solche Mentalität hält Alexander Cammann in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 15. April 2008 „das Schweigen“, mit dem in der SPD des 100. Geburtstags von Richard Löwenthal im vergangenen Jahr gedacht worden sei. Vergeblich suche man in der *Neuen Gesellschaft* – so Cammann – „nach einem Jubiläumsartikel über den einst so prominenten wie umstrittenen Autor: Der 125. Todestag von Karl Marx ist momentan wichtiger.“ Dass an gleicher Stelle ein Jahr nach seinem 100. Geburtstag Löwenthal zum „bedeutendsten Theoretiker der deutschen Linken in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“ gekürt wird, grenzt an einen Karnevalsscherz.

Der existenzbedrohende Notstand im Umgang mit Intellektuellen vom Typ Glotz und Löwenthal wird kaschiert durch die fatale Pflege des Willy-Brandt-Erbes, das sich nach dem Rückzug der sperrigen Witwe Brigitte Seebacher gleichsam zwei Leichenfledderer komplementär federführend aufgeteilt haben – Oskar Lafontaine von links und Klaus Harpprecht von rechts. Während der Chef der Linken Brandt zum Testamentsvollstrecker von „Karl & Rosa“ stilisiert, möchte der letzte Vertreter des Flakhelder-Feuilletons aus der Brandt'schen Schreibstube seinen Willy am liebsten auf dem Arlington-Friedhof in Washington neben JFK umgebettet sehen. Es gibt niemanden in der heutigen SPD-Intelligenz, der das geistige Format und den Mumm besäße, gegen solche egozentrisch verlogenen Ikonenbildungen anzutreten.

Freiheit und Fortschritt

Peter Glotz verstand die SPD primär als Partei von Freiheit und Fortschritt und nicht als vereinigte Gerechtigkeits- und Friedensinitiative. In seinen Erinnerungen *Von Heimat zu Heimat* (Econ 2005) bekannte er unumwunden: „Ich war ein Godesberger, ein Kulturpolitiker, ein liberaler Sozialdemokrat. Für mich war die SPD (in dieser Reihenfolge) eine Partei der Aufklärung, des wissenschaftlichen Fortschritts, der Bürgerrechte und der sozialen Gerechtigkeit. Die „Seele“ der Partei hing für mich nicht von der Höhe des Kinder- oder Mutterschaftsgeldes ab.“ Sein Diktum „in dieser Reihenfolge“ enthielt auch ein Moment der Resignation darüber, dass seine Partei sich seit ihrer wachstumskritischen Wende unter den „guten Hirten“ Erhard Eppler, Jochen Vogel & Co. in den 80er-Jahren nicht mehr als „Speerspitze des Fortschritts“ oder als „Anwältin der Freiheit“ versteht. Deshalb hätte er wohl auch nur beißenden Spott für die hessische SPD à la Ypsilanti & Scheer übriggehabt,

welche sozialpolitische Reparaturmaßnahmen wie die Kinderregelsätze bei Hartz IV, bezahlte Mittagessen in Kindertagesstätten oder die Rücknahme von Studiengebühren der Öffentlichkeit großspurig als Programm der „sozialen Moderne“ verkaufen wollte.

Peter Glotz blieb trotz aller Fähnrisse immer ein Mann des Fortschritts, voller Neugier und ohne mentale oder ideologische Blockaden. Damit geriet er in seiner Partei auf die Dissidentenspur, seit Figuren wie der prophetenhaft auftretende Eppler gläubigen Sozialdemokraten den Fortschrittsbegriff madig gepredigt hatten. Glotz plädierte als Modernisierer für den Spagat zwischen Traditionswählerschaft und den neuen Mittelschichten der technischen und kommerziellen Intelligenz. Am ersten „Neue Mitte“-Papier Willy Brandts 1972/73 war er bereits als junger Abgeordneter redaktionell mitbeteiligt.

Mit seinem *Manifest für eine neue europäische Linke* (1985) trat er Ralf Dahrendorfs verstörendem Befund vom „Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts“ entgegen, wenngleich hinzugefügt werden sollte, dass er heute – würde er noch leben – beim Anblick seiner Partei dem liberalen Nestor sicher Abbitte geleistet hätte. „Emanzipatorische Nutzung der Modernisierung“ oder „Individualismus von links“ hießen seine Losungen in den frühen 80er-Jahren als Bundesgeschäftsführer. Sie richteten sich gegen jenen Alarmismus einer strukturkonservativen Linken, die bis heute – verschärft durch die Globalisierung – Politik nur noch als permanentes Ausstiegsszenario gegen die weltweit gewachsenen Gefahren zu begreifen scheint.

Mit den kommissarischen Programmprozessen hatte Peter Glotz nicht viel zu tun. Zum furchtsamen Berliner Programm 1989 hatte er nichts beizutragen. Das Hamburger Papier 2007 hätte er gewiss verworfen, weil es ihm nicht mutig

genug erschienen wäre. Die retrospektive Beschwörung alter Leitformeln hat er immer für intellektuelle Bequemlichkeit und einen Mangel an symbolischer Kreativität gehalten. Stattdessen kam es ihm darauf an, neue Theorien zu erkunden und neue Begriffe zu erschließen, statt nicht mehr kommunizierbare Leitformeln wie jene vom „demokratischen Sozialismus“ feuchten Auges zu sakralisieren. Er selbst war Schöpfer neuer Begriffe wie „Zweidrittelgesellschaft“ oder „digitaler Kapitalismus“ – und Neubewerter der unter Linken verpönten Begriffe wie „Elite“ und „Heimat“. Gleichzeitig wandte er sich gegen die Ver-teufelung der Globalisierung und die hypertrophe Beschwörung des Neoliberalismus als Gefahr eines „neuen Totalitarismus“. Mit Verlaub: Was hat Nokia mit Buchenwald zu tun? Oder mit dem Archipel Gulag? Diese geistige Verwirrung konnte nur entstehen durch die von Glotz stets kritisierte Verabsolutierung der zur „sozialen Freiheit“ erhobenen Teilhabegerechtigkeit und ihre Gleichsetzung mit Bürgerrechten. Glotz wusste immer, warum er die Werteskala Aufklärung – Fortschritt – Bürgerrechte und soziale Gerechtigkeit für sich hierarchisierte; weil er ein Gespür dafür hatte, dass ein Hierarchieverzicht in seiner Partei in Wahrheit auf die Totalisierung einer falsch verstandenen, weil egalitär überdehnten sozialen Gerechtigkeit hinauslaufen würde. Dort ist heute die SPD im Stadium II von Franz Müntefering auch angelangt.

Hegemonieverlust in Menschenrechtsfragen

Hinzu kommt der dramatische Hegemonieverlust der SPD-Intelligenz in Menschenrechtsfragen. Seit der Globalisierung und ihren fraglos dramatischen Auswüchsen an neuer Ungleichheit sind sozialdemokratische Köpfe argumentativ auf der Höhe von Hitlers Autobahnen an-

gekommen. Wer in Lateinamerika für den „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ Arbeitsplätze und Volksküchen schafft, darf im Gegenzug mit einem wohlwollenden Urteil rechnen, wenn er oppositionelle Medien verbietet und Dissidenten einsperrt.

Während ein ehemals „freiheitlicher Linker“ in den 80er-Jahren für jeden Menschenrechtsverstoß in El Salvador auf die Straße ging, tritt er heute, wie im Fall des jüngsten Streits um die regimefreundliche Berichterstattung der China-Online-Redaktion bei der Deutschen Welle, für eine „differenziertere Beurteilung“ einer gigantischen Einparteiendiktatur ein und spricht sie vom Vorwurf des „Schurkenstaates“ frei. Wie dabei die Vorwürfe von „Kampagne“ und „Zensur“ gegen chinesische Dissidenten zurückgespielt wurden, markiert fraglos eine beschämende Zäsur der SPD-Intelligenz im Umgang mit Freiheit und Menschenrechten.

Der falsche Kulturstolz

Bleibe noch der falsche Kulturstolz der SPD in Gestalt der guten „Connections“ zu Künstlern seit der Einrichtung eines Kulturstaatsministeriums unter Schröder. Zum zehnjährigen Bestehen der Stelle im Kanzleramt im Oktober 2008 leistete man sich einen Bambi-ähnlichen Mario-Adorf-Empfang, als „betrachte die Partei die Kulturpolitik als ihr letztes genuines Kompetenzfeld, das ihr kein anderer streitig machen kann“, wie die *Süddeutsche Zeitung* hinterher stichelte. Was Wunder, dass Thierse/Griefahn & Co. bei dieser Gelegenheit einen kühnen Besitzanspruch auf dieses Amt anmeldeten? Noch immer scheint man dort der Hoffnung verfallen, dass mit der Finanzkrise und dem angeblichen „Ende“ des horrorisierten „Neoliberalismus“ sich das Blatt der Geschichte zu ihren Gunsten wende. Wie sehr sich aber Künstler derzeit von der SPD vereinnahmt fühlen, brachte der Jungdramatiker Moritz Rinke

zu jenem Jahrestag des Kulturstaatsministeriums in einem „Kulturgespräch“ des Deutschlandfunks vom 24. Oktober 2008 zum Ausdruck. Viele Künstler bei den „Wohlfühl“-Partys im Kanzleramt seien hinter die Hecke gesprungen, wenn ein Parteifotograf aufkreuzte, weil man in dieser „Art Swinger-Club“ nicht gerne gesehen werden wollte. Man fühle sich nur als Unterschriftengeber. Wenn sie gegen den Irak-Krieg seien, würden sie in einem Aufwasch für das Dosenpfand mit in Anspruch genommen. Moritz Rinke: „Wir sind eine Art Unterschriftsteller.“

Symbolische Koinzidenz

Dem Tod von Peter Glotz wie dem Ende der Kanzlerära Gerhard Schröders im Spätsommer 2005 kommt im Rückblick eine symbolische Koinzidenz zu. Obwohl sich beide persönlich eher fremd waren, repräsentiert ihr physisches beziehungsweise politisches Ende doch ein Gemeinsames: den Abschied der deutschen Sozialdemokratie vom Ruf einer Reformpartei. Auch wenn Denker Glotz dem Schwergewichtspolitiker Schröder stets kritisch gegenüberstand, weil er ihn positionell für unstet hielt, so stand er dennoch zu dessen Agenda-2010-Politik, die heute im Konkurrenzkampf mit der Linkspartei scheibchenweise abserviert wird.

Peter Glotz war am Ende seines Lebens der Sozialdemokratie ziemlich entfremdet. Er galt nur noch als Solitär. Seine Botschaften stießen in der Partei auf schroffe Ablehnung oder achselzuckendes Unverständnis. Seiner Mitwirkung im „Konvent für Deutschland“ hielt man den parteiübergreifenden Schulterchluss mit Konservativen wie Roman Herzog oder Hans-Olaf Henkel vor. Schlimmer noch: Mit seinen Anstrengungen an der Seite Erika Steinbachs für ein museales Geden-

ken an Flucht und Vertreibung hatte er für viele in seiner Partei aufgehört, noch ein Genosse zu sein. Sehr wahrscheinlich entging er sogar mit seinem Tode einem Parteiordnungsverfahren irgendwelcher hinterbänklerischer Bierdimpfl aus der südbayerischen Parteidiaspora und damit dem späteren Schicksal seines Freundes Wolfgang Clement.

Wie gefährdet er innerparteilich tatsächlich war, zeigt eine Begebenheit aus dem Februar 2005, als eine antifaschistische Empörungswelle unter den Genossen ausbrach, nachdem sich die NPD im Sächsischen Landtag zum Jahrestag der Zerstörung Dresdens einen ihrer unappetitlichen Auftritte geleistet hatte. Damals wurde während einer Parteiratssitzung die scheinheilige Frage gestellt, wie denn der Neonazismus seitens der Partei wirksam bekämpft werden könne, wenn gleichzeitig ein früherer Bundesgeschäftsführer – gemeint war Peter Glotz – der *Jungen Freiheit* ein Interview gewähre. Tatsache war jedoch, dass dieser in einem Gespräch zum Thema „Flucht und Vertreibung“, das er dem Organ der jungen Rechtskonservativen gab, geradezu beispielhaft alle geschichtsrevisionistischen Anwandlungen seiner Fragesteller kompromisslos zurückwies. Der streitsüchtige Debatter Glotz hat sich immer an der schlichten Parteiauffassung gestoßen, man dürfe einem inkriminierten Gegner kein zusätzliches Forum bieten. Die inquisitorischen Kulturkommissare im Willy-Brandt-Haus gaben aber für den antifaschistischen Kampf gegen die NPD Benimmregeln und Verbotslisten an alle Genossen im Umgang mit rechten Medien heraus. Peter Glotz erreichte jene Welle der parteiintern verordneten Selbstzensur nicht mehr, denn er lag zu dieser Zeit schwer krank in einer Zürcher Klinik. – Er war intellektuell längst zum Emigrant geworden.